

An der Grenze Des Abendlandes

Von Heinrich Jillich

Ich kam im siebenbürgischen Kronstadt 1898 zur Welt, eine Stunde weit von der einzigen wirklichen Grenze des Abendlandes, die sich seit 1000 Jahren über die Karpaten hinzieht. Hüben lag Grenzmarkslust, Heimat verschiedener Völker, deren jedes das Seine an Recht, Art und Glauben streng wahrte, doch im Alltag fremdes Wesen mit der aus Erfahrungen gewonnenen Weisheit der Schicksalsgemeinschaft ebenfalls achtete; drüber aber dehnte sich der Osten, das ganz andere, Raschveränderliche, das den Mongolen, Kumanen, dann den Türken untertan gewesen war und sich erst spät im rumänischen Königreiche dem Westen geöffnet hatte. Meine Heimat bewohnen Teile von drei Völkern; darunter begriff sich der deutsche, bereits vor 800 Jahren her in die Ferne hinausgesandte Stamm als Vorposten des Erdteils. Ihm, an Zahl klein, an Leistungen rundum unerreicht, war es natürlich und nützlich, die Eintracht aller ehrlich zu erstreben, was sogar den Kindern ein politisches Dasein vorschrieb. Wohl schon in der Volksschule vernahm ich, daß meine Ahnen hier Jahrhunderte vor der Schweiz ein Staatswesen geschaffen hatten, in dem es keine Standesvorrechte gab, und selbst die höchsten Amtleute frei gewählt worden waren. Dieses Gebilde fiel dem ungarischen Zentralismus nach der Schlacht von Königgrätz zum Opfer, lebte aber in uns fort als die bessere Demokratie, da die moderne das Eigene der vielen Völkerschaften im Gegensatz zur altösterreichischen Regierungskunst zu zerstören trachtete. Es gelang das nur fallweise. Wien war ja immer noch der Oberherr. Sitte, Maß- und Ranggefühl, das Bewußtsein kultureller Bedeutung verliehen Kraft, sich zu behaupten. Sie paarten sich mit Fleiß und östlich breiter Lust an Speise, Trank und Heiterkeit.

Das war die Lust, in der ich aufwuchs, die Grenze im Auge. Eine Reise nach Wien, Berlin oder Paris führte immer in als durchaus eigen empfundene Räume; die kurze Fahrt über den Paß nach Osten dünkte uns wie eine Expedition ins Fremde. So verschmolz unser ausgeprägtes deutsches Bewußtsein mit europäischer Weite. Wir hatten Europa im Leib. Unter der damals noch unklaren Drohung des Ostens erhielt,

was im Inneren des Erdteils hinter unserm Rücken vorging, für uns Bedeutung vorwiegend dadurch, ob es der Grenze nützte. Mit dieser später verschärften Haltung, die unser Urteil mitunter trübte, nahmen wir das heutige Denken der westlichen Welt vorweg.

Wir hatten Europa jedoch so im Leibe, daß wir schon beim Murren begriffen, wie weit ein Heinrich, Henric oder Enric gehen durfte, um die höhere Gemeinschaft durch Überbetonung seiner Sonderjahre nicht zu gefährden, wobei wir aus dem Gefühl wußten, daß, wer das Seine nicht festhält, dieselbe Gefahr heraufbeschwört, Recht und Ehre verliert und Raubgier gegen sich weckt. Lese ich heute die vielen Europa erforschenden Aufsätze, so staune ich oft über die demagogische Fälschung blinder Verfasser, die, auf dem Holzpferd moralischer Betrachtungen sitzend, vom Elementarischen der Frage nichts verspüren.

Noch ein Hinweis auf das Land meiner Herkunft. Es lag auch äußerlich unter der Spannung abendländischer Geborgenheit und östlicher Flutungen. Der Balkanwind wehte herein. Russische Stürme heulten in den winterlichen Tälern. Blauer südlicher Sommer kochte die Trauben, indessen Bären und Wölfe in den Urwäldern des Gebirges strichen und Büffel längs der üppigen Äcker weideten. Städte und Dörfer, wie aus Franken hergezaubert, Burgen dazu, befestigte deutsche Kirchen und die südöstlichsten gotischen Dome — es bettete sich in eine bei jedem Schritt verwandelte Umgebung. Byzantinische und ungarische Gotteshäuser ragten nicht weit voneinander, und kam unser oder ein anderer Bischof zu Gast, so läuteten ihm die Glocken aller Völker und Glaubensbekenntnisse im klassischen Lande der Religionsfreiheit einträchtig zum Gruß. Vergessen seien die uralten deutschen Gymnasien nicht und die steinernen Zeugen gewaltiger Stadtherrlichkeit, die einst, als jeder Europäer seine wahre Grenze kannte, päpstlicher Mund als Bollwerke der Christenheit pries.

Diese Schilderung meiner Heimat enthüllt mich selbst und eines der Themen, um die meine Arbeit ständig freist. Es ist allemal schwer erklärbar, wenn ein junger Mensch eines Tages Gedichte und Erzählungen zu Papier bringt; was ihn aber erregt und was er aussagt, läßt sich darlegen. Bei mir könnte man ein gut Teil dessen, was ich geschrieben habe, in die freilich etwas vage Formel fügen, daß mich die Fülle des euro-

päischen Zusammenlebens in ihrer Größe, Bedrohtheit und rechten Ordnung zum Wort dränge: Die abendländische Krise, über die heute jedermann seine ängstlichen Überlegungen ausgießt, spürte ich sehr früh wie eine sich dauernd steigernde Erschütterung der ganzen menschlichen Natur.

Die äußeren Ereignisse sprachen undeutlich. Es kamen der Krieg, die Frontjahre, für mich überdies ein Wechsel der staatlichen Zugehörigkeit, denn aus einem Bürger Österreich-Ungarns wurde ich ein rumänischer, als man in Versailles jenen Frieden beschloß, dessen Drachensaat inzwischen aufgegangen ist; ja, ich mußte sogar 1919 gegen die Ungarn kämpfen. Es folgte die Studienzeit in Berlin, folgte neben wechselnden Brotberufen eine vieljährige Herausgeber Tätigkeit an der wichtigsten deutschen Monatschrift des Südostens in Kronstadt. Sie diente dem heimischen Geistesleben und der kulturellen Völkervereinigungen, um wenigstens auf diesem Gebiet gegen die staatlich bereits vollzogene und sich nun chauvinistisch fortsetzende Aufspaltung des Donauraums zu wirken. Drei Jahre vor dem zweiten Weltkrieg übersiedelte ich an den Starnberger See, ich wollte mich fortan frei meiner eigensten Arbeit widmen, dem Erzählen und dem Gedicht. Es war meine ruhigste, froheste Zeit. Wer darüber erstaunt ist, begreife: ich kam von der Grenze. Und dann lief ab, was wir alle hinter uns wissen. Über Enttäuschungen, Schrecklichkeiten und Rechtsbeugungen hüben und drüber bis zum heutigen Tag, begleitete mich, so oft ich es auch inzwischen behandelt hatte, mein Thema. Es ist inzwischen zum Thema der ganzen Welt geworden.

Freilich, welche Breite und Tiefe erschließt es, wenn man es ein halbes Jahrhundert lang auf der Haut brennen gefühlt, in Sehnsucht, Leid und Irrtümern immer verwandelt ertragen hat. Es reicht, um den abgenützten Ausdruck zu verwenden, bis zu den Dämonen hinab, es greift zu Gott empor, es faßt Blindheit, Herrlichkeit und Kraft der Menschenseele in sich ein. Es mündet zuletzt ins Geheimnis des Menschlichen überhaupt und in sein ungeheuerliches, von Gott gefügtes Erdenlos.

Der Dichter Heinrich Jillich liest am Donnerstag, 23. November, 1950 im Kaiserfaal der Residenz aus eigenen Werken.